

125

SATIREN

des

Siebenbürger Wochenblattes.

N 43.

Kronstadt, den 29. Mai.

1842.

Bestrafte Rohheit.

(Aus dem österreichischen Zuschauer.)

In einem der größeren Kaffeehäuser von Paris saß einst ein kleiner Mann, der bei seiner halben Tasse Kaffee sein Pfeifchen schmauchte und die Journale durchblätterte. Er war durchgängig schwarz, aber modern gekleidet. Bloß sein Halstuch und Jabot waren von blendender Weiße.

Eine gute Weile schon saß er da, als eine Suite von jungen Leuten ins Kaffeehaus stürmte. Es waren Solche, welche bekanntlich alles brüskiren, was sie sehen, und denen jeder Vernünftige gern aus dem Wege geht, weil ihnen immer eine Impertinenz auf der Zunge sitzt. Besonders einer derselben, welchen die Andern Rudolf nannten, war bei guter Laune. Er trat hinter den kleinen Mann und löschte nach einigen rohen Späßen, zum Schein aus Versehen, dessen Licht aus. Sein Gefolge lachte. Der Fremde zündete es ruhig wieder an. Jetzt glaubte Rudolf seinen Mann zu kennen und ihm ohne Gefahr etwas bieten zu können. »Guten Abend, Schulmeisterchen!« rief er lachend, bot ihm die Hand und brach mit einem Griffе dessen Pfeife in Stücke.

»Marqueur, eine andre Pfeife!« rief der Fremde. Das Gefolge lachte lauter. Rudolf nannte den kleinen Mann einen göttlichen Kerl; da derselbe aber immer in seinem Gleichmuth blieb, auf die folgenden Insolenzen Rudolfs nicht achtete und auch Rudolf zu einer Spielpartie ins Nebenzimmer geladen wurde, ging er mit seinen Kameraden dahin, und man ließ den kleinen schwarzen Mann sitzen.

Dieser las seine Zeitungen, rauchte seine Pfeife und trank seinen Kaffee, ohne nur im Mindesten einen Zug von Unwillen über jenen infamirenden Hohn zu äußern, obwohl mehre der anwesenden Gäste über sein Stillschweigen sich sichtlich verwunderten. Nach einer Weile stand er auf, ging in das Nebenzimmer, wo Rudolf spielte, sagte ihm bei der Brust und sagte: »Mein Herr, morgen früh im Boulognerwäldchen!«

»So, so,« fiel ihm Rudolf lachend ein, »doch nicht etwa gar schießen?«
»Ja wohl.«
»Bringen der Herr Schulmeister Dero Fibel mit?«
»Das nicht, aber eine gut geladene Pistole, um

dich, armen Schuft, in die andere Welt zu schicken. — Uebrigens bin ich Seekapitän in englischen Diensten. — Morgen früh sechs Uhr.«

Der Kapitän ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren. Rudolf lachte noch lange über den kleinen Schulmeister, aber der Wig wollte doch nicht mehr so recht fließen, der schwarze Mann hatte ihm gewaltig ernst in das Gesicht gesehen. Er ward zerstreut, machte im Spiel die auffallendsten Fehler und Er, dem sonst keiner einen leichten Spott in den Weg werfen durfte, schwieg, als einige seiner Kameraden ihm zu verstehen gaben, daß, wenn die erste Lektion des schwarzen Scholarchen heute schon so gut angeschlagen habe, morgen recht viel Besserung zu erwarten wäre.

Am andern Morgen sechs Uhr erschien die ganze gestrige Gesellschaft mit Rudolf auf dem bezeichneten Plage. Der Kapitän erwartete sie schon in prächtiger Uniform. Die gegenseitige Begrüßung war sehr artig. Als die Begleiter Rudolfs merkten, daß der Seekapitän keinen Sekundanten bei sich habe, bot sich einer dazu an. Der Seekapitän antwortete: »Ich danke Ihnen. Ich brauche keinen Sekundanten, da ich meinen Jockey bei mir habe. Falle ich, so weiß er, was zu thun ist. Sie werden mich wohl nicht meuchlings morden? Mein Herr Gegner, wenn Sie keine guten Pistolen bei sich haben, kann ich Ihnen von den Meinigen anbieten.«

Er rief den Jockey herbei, welcher ein Maroquin-kästchen unter dem Arme hatte. Der Kapitän öffnete es — aus Indigo-Sammtfutteralen bligten vier köstliche Damascenerläufe heraus. Rudolf war unheimlich ernst, wie ihn noch kein Mensch so gesehen. Der Kapitän war aber denn doch etwas zu feierlich. In seinem festen, ruhigen Blicke lag Rudolfs Tod — der junge Mensch kam aus der Fassung.

Die Pistolen wurden geladen, fünfzehn Schritte abgemessen, und die Gegner standen auf ihren Plätzen.

»Mein Herr,« hob Rudolfs Sekundant an, »Sie sind der beleidigte Theil, Sie haben den ersten Schuß.« Der Kapitän legte an. Todtenstille im Halbkreise der Zuschauer. Rudolf erblichte. Der Kapitän setzte ab und sagte: »Ich will nicht zuerst schießen, weil ich weiß, daß mein Gegner sicher nicht den zwei-

ten Schuß haben wird. Ich begeben mich meines Rechtes. Er soll zuerst schießen.«

»Mein Herr,« entgegnete der Sekundant, »Sie scheinen Ihrer Hand sehr gewiß zu sein. Um so edler ist Ihre Berzichtsleistung auf den ersten Schuß. Allein ich und wir alle hier dürfen dies nicht zugeben. Sie stehen hier allein, ohne Sekundanten. Sie haben sich unter unsern Schutz, unter unsere Ehre gegeben.«

»Wie, ich nicht sicher meiner Hand? — Meine Pistolen schießen sehr gut. Sie sollen es selbst sehen. Jockey, wirf etwas in die Höhe.« — Der Jockey holte sein Taschentuch hervor. — »Nein, etwas kleineres, Geld oder einen Knopf, oder so etwas.«

Der Jockey brachte eine Pflaume aus der Tasche. Der Kapitän hieß ihm, sie in die Luft werfen. Er warf sie hoch, der Kapitän schoß, ohne zu zielen, und die Pflaume flog spritzend in hundert kleine Theile von einander. — Die Umstehenden ergriff ein panischer Schrecken. Rudolf war schon halb todt, die Lippen zitterten ihm, die Knie bebten, er wollte beherzt scheinen, dem Kapitän seine Bewunderung mündlich zollen, aber er konnte nicht sprechen, die Kehle war ihm plombirt. Es ging nichts heraus, nichts herein, er konnte kaum Athem holen, die Halsbinde hätte ihm plagen mögen.

Der Kapitän sprach kein Wort über seinen Pflaumenschuß; er lud die Pistole aufs Neue und stellte sich in Postur. Auch Rudolf faßte sich etwas und stellte sich! Der Kapitän rief rauh: »Run, so schießen Sie.« — Rudolf schoß und fehlte. Der Kapitän sagte gutmüthig: »Schießen Sie noch einmal, mein Herr. Sie sind vor Furcht außer sich, und haben schlecht gezielt. Falle ich, so ist es gut für die andern Herren da. Sie haben gestern alle gelacht, müssen darum heute auch alle in die Mündung meines Pistols sehen, einer nach dem andern.«

Da betheuerte wohl Jeder mit kräftigen Eiden, nicht gelacht zu haben. Der Sekundant widersprach dem zweiten Schuß nicht mehr. Rudolf schoß jetzt für alle. Lag dieses ernste Ungeheuer nicht im Staube, so schoß es alle, wie Sperlinge todt. Diese feste Ueberzeugung hatte Jeder. — Rudolf legte an, ihm wurde es grün vor den Augen. Der kleine Mann sah ihm fest und ruhig ins Gesicht und sagte endlich lächelnd: »Gestern war ich Ihr kleiner Schulmeister, heute muß ich Ihr großer sein, und einmal den übermüthigen Bürschchen eine Lektion geben, daß man alte Leute nicht so ungestraft hohnockt. — Sie halten zu hoch, Sie werden mich wieder nicht treffen.« — Rudolf schoß nochmals und fehlte wieder. Ein kalter Fieberblitz traf Aller Glieder. Jetzt legte der Kapitän an — er setzte wieder ab.

»Mein Herr! Sie sind ein sehr elender Mensch. Ich habe mich gestern Abends noch überall um Sie erkundigt, alle Leute sprachen schlecht von Ihrer Auf-

führung. In zwei Minuten sind Sie todt. Sind Sie aber auch fertig mit sich, mit der Welt, mit dem großen Gott? — Ich glaube nicht. Darum beten Sie, bitten Sie allen Menschen ab, die Sie beleidigt haben, und Gott erbarme sich Ihrer Seele. Meine Herren! die Hüte ab; wenn wir mit dem großen Meister der ganzen Welt sprechen, müssen wir es mit unbedecktem Haupte!«

Alle zogen die Hüte, der Jockey sein Mützchen. — Eine furchtbare Pause, keiner konnte ein Glied still halten, so sehr ergriff sie des Mannes einfache Rede. Rudolfsen schlug das Herz hörbar, er stand auf der schrecklichen Schauerbrücke zwischen Leben und Tod. Sein betender Blick flog durch die Wolken. »Amen!« lispelten die Lippen der Umstehenden. Wie doch eine kleine Pflaume die Herzen dieser burschikofen Leute so sehr rührte.

Sie bedeckten sich jetzt wieder, die Todesstunde Rudolfs hatte geschlagen, er hatte schon keinen Tropfen Blut mehr im Gesichte, er zitterte so heftig, daß er umzusinken drohte. Seine Dual zu enden, legte der Kapitän rasch an, zielte, setzte ab, gab seine Pistole dem Jockey und sagte verächtlich: »Ihr Alle zusammen seid keinen Schuß Pulver werth!« und ging.

Am Abend erschien er wieder ganz schwarz im Kaffeehause. Es neckte ihn gewiß keiner mehr von denen, die bei der Duellscene gewesen.

Diese Geschichte hatte mir ein Herr, den ich nicht kannte, in einer Gesellschaft erzählt und dabei den Wunsch geäußert, selbe veröffentlicht zu sehen, um manchen Uebermüthigen zu warnen, nicht über Jeden seinen rohen Witz strömen zu lassen. Ich versprach es ihm und habe Wort gehalten. Als er sich von mir entfernte, bat ich ihn um seinen Namen. »Rudolf!« war die Antwort. Ich stand erstarrt. Der burschikofe Mensch, von dem die Rede war, sollte doch nicht etwa gar dieselbe Person mit dem geistvoll gebildeten, prachtwoll gekleideten, und mit Orden decorirten, würdigen Greise sein? — Und doch war es so. Er beachtete still lächelnd meine Erstarrung und sagte dann auf seine Orden deutend: »Dies verdanke ich der Lektion des kleinen Schulmeisters! Ich lernte meine Rohheit bessern und wurde ein Mensch.«

Reflexionen

über den zweiten, dritten, vierten, fünften und sechsten Punkt des in No. 32 und 33 des „Erdelyi Hiradó“ erschienenen Aufsatzes, in welchem es sich der anonyme Herr Verfasser recht eigentlich zur Pflicht macht, der Wahrheit den Rücken zu kehren.

Wißt ihr den Ausdruck für das, was ich hier entlarve? Ich weiß keinen andern dafür, als wissenschaftliche Unwahrheit, vorsätzlichen Betrug.
Friedr. Heinr. Jacobi.

Bevor nun unser anonyme Referent sein Gift auf den Polizeidirector Kirchner auspricht, oder besser, weil es doch

nur die letzten und schwachen Athemzüge einer hart und schwer darniederliegenden Vernunft sind, ausröchelt: trägt er noch zum Besten der Hyper-krypto-Politiker des Magyarenthums eine Bravour-Arie vor, die seiner literarischen Stimme wahrlich nicht viel Ehre macht und die aus demselben Tone spielt, wie die frühere: »unser ungarische Königsrichter.«

Denn dieser und kein anderer Sinn, liegt der zweiten Prämissen seines Schlusses zum Grunde. —

Nun bitte ich Sie doch, Herr Referent! ich beschwöre Sie sogar bei der Nasen-Erbsen des römischen Bürgermeisters Cicero, dessen Sprache so unendlich weit über der magyarischen steht und von nun an bis in alle Ewigkeit stehen wird, obgleich der Ultraismus dieselbe aus dem Geschäftsleben zu verdrängen sucht; — ich beschwöre Sie, mir offen und frei zu sagen, was Sie eigentlich unter jenem Ausdrucke verstehen? Haben wir in Broos etwa auch noch einen Königsrichter der Petschenegen, Chasaren, Bulgaren und Hunnen, daß Sie, um den Unterschied von diesen anzugeben, in die heroischen Worte ausbrechen: »unser ungarische Königsrichter?« Oder wissen Sie nicht, daß wir in unserem deutschen Broos nur einen deutschen Magistrat, einen deutschen Königsrichter und eine deutsche Communität haben und nur eine solche haben können und wollen? Wissen Sie nicht, daß die beiden reformirten Pfarrherren in Broos den Zehnten nur als Deutsche empfangen und nur als solche empfangen können? Wissen Sie nicht, daß dies auch mit dem Thordoser Herrn Pfarrer der Fall ist und daß der Herr Professor am reformirten Collegium auch nur als Deutscher den Zehnten aus Sebeshely erhält? —

Wir können in Broos, unsrer Verfassung nach, keinen ungarischen Königsrichter und sonstigen Beamten haben und jeder Ungar, welcher eine Beamtenstelle hier bekleidet, kann und darf sie nur als Deutscher bekleiden. — Dies fühlte auch der Erdeputirte Leszai recht gut, als er, wie man es nicht haben wollte, daß zwei Ungarn zu Landtagsdeputirten gewählt würden, die Worte aussprach: Ich beziehe ja nicht als Ungar, sondern als Deutscher den Landtag und kann ihn nur als Deutscher beziehen! —

Dies fühlte er auch dann noch recht gut, als er in der Nationalversammlung unsrer Deputirten eine Rede zu Gunsten der deutschen Nation vortrug und es entwich und erlosch dies Gefühl nur dann in ihm, als er es für nöthig hielt, seine Rede zu ändern, zum offenbarsten Verderben unsrer Nation zu ändern und dieselbe in der Landtagsführung zum Besten — zum Schlechten — zu geben. Und seine erfolgte Rückberufung, Herr Anonymus! hätte Sie schon zur Genüge lehren sollen, daß wir in Broos — auf deutschem Grund und Boden stehn. —

— Doch ich gehe nun zur dritten Prämissen in unsres Referenten Schluß über, in welcher er, wie ich schon früher erwähnte, sein Gift auf unsren Patrioten Kirchner ausröchelt. Er sagt nämlich — denn auch diese Worte, die unser Referent zwar etwas früher ausspricht, müssen, sobald man logisch verfährt, in dieselbe Kategorie gestellt werden — folgendermaßen:

Der Magistratsrath Friedrich Kirchner versicherte die Stuhlversammlung unter Verpfändung seiner Ehre, daß die

Deputirten der sächsischen Nation auf dem 1837. Landtage die Verfassung der Gesetze nicht nur in ungarischer, sondern auch in deutscher!! Sprache verlangt hätten.

Von dieser falschen Auslegung gingen die Helden der Stuhlversammlung aus und natürlich mußten unsre Deputirten, weil sie die Abfassung der Gesetze nur in ungarischer Sprache verlangten, verurtheilt und votirt werden. —

Kennen Sie denn gar kein Schamgefühl, Herr Referent! daß Sie es wagen, solche Unwahrheiten durch ein öffentliches Blatt in der Lesewelt zu verbreiten? Hören Sie hierüber eine Stelle aus dem Philosophen Jacobi und prägen Sie dieselbe tief und tiefer Ihrem Geiste ein! Sie lautet:

»Verschweigen darf der Rechtschaffene und muß oft der Weise: lügen aber muß und darf er nie; nie seiner trüglichen Weisheit, nie seinem Willen, wie rein er ihn auch halte, die Wahrheit unterwerfen und es unternehmen, was ihm gut oder das Bessere dünkt, durch Betrug in die Höhe zu bringen!« —

Merken Sie sich diese Worte gut, sehr gut, Herr Referent! und hören Sie nun — was Sie jedoch schon damals wußten, als Sie Ihr Referat schmiedeten — wie sich die Sache in Wahrheit verhalte!

Als man in der Stuhlversammlung, vor der Wahl der beiden Deputirten, die Instruction vorlas und der sechste Punkt:

»Wenn der Antrag, daß die Gesetze in ungarischer Sprache verfaßt werden möchten, wieder erneuert werden sollte: so ist diesfalls auf der in dieser Beziehung im Landtag des Jahres 1837. gegebenen Aeußerung auch ferner zu beharren«, in so weit allen Anwesenden dunkel war, als man sich auf die »gegebene Aeußerung« im erwähnten Landtage nicht genau entsinnen konnte: so äußerte Kirchner, daß, so weit ihm die Erinnerung an die in jener Beziehung gepflogenen Verhandlungen zu Gebote stehe, die verehrlichen Deputirten der sächsischen Nation im erwähnten Landtage das Verlangen gestellt hätten: »die Gesetze sollten, sobald man dieselben in die magyarische Sprache übertrüge, mit demselben Rechte auch in die deutsche übertragen werden!«

Dies versicherte er jedoch nicht unter Verpfändung seiner Ehre, wie unser Referent zu behaupten sich nicht entblödet, sondern sprach es mehr nur als seine unmaßgebliche Meinung aus. Ein Landtagsprotocoll war nicht vorhanden und man dachte auch, im Drange der Geschäfte, gar nicht daran, ein solches zu holen. Und so blieb es bei der Aeußerung unsres Polizeidirectors, welche aber, sobald man tiefer und schärfer in die Sache eingeht, durchaus nicht der Hauptgrund davon ist, daß unsre Deputirten vom Landtage zurückgerufen werden mußten. Denn der nervus probandi oder das punctum saliens ihres Vergehens ist durchaus nicht bloß im sechsten Instructionspunkte zu suchen, wie ich dies unsrem magyarischen Referenten, der unbesonnen und schamlos genug war, einen deutschen Patrioten durch falschen und böshaftern Zungenwind verdächtigen zu wollen, in der folgenden Nummer ausführlich darzustellen und zu beweisen habe. —

Bis dahin aber möge er sich recht ernst mit der angeführten Stelle aus unsrem Philosophen beschäftigen!

(Fortsetzung folgt.)

125

Correspondenz.

Wien, 17. April 1842.

Mit gewaltsamer Hand
Rißet der Dorn
Auch das heiligste Band.
Bin in sein flüchtiges Boot
Rasnet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben.
Schiller.

Ich erfülle eine traurige Pflicht, indem ich dem geehrten Lesepublicum des Siebenbürger Wochenblattes von dem allzufrühen Hinscheiden eines ihr liebgewordenen Novellisten Nachricht gebe. Sigmund Bätthori ist todt. — Selbst in dem Falle könnte der Vaterlandsfreund sich eines wehmüthigen Gefühles nicht erwehren, wenn wir in dem Frühverschiedenen nichts mehr als einen lebensmunteren Jüngling zu Grabe zu tragen hätten, aber mit Sigmund Bätthori taucht zugleich ein Stern strahlenden Glanzes von dem Horizonte der in Siebenbürgen sich eben erst erhebenden Literatur unter.

Schöne Hoffnungen knüpften wir an seinen schon gefeierten Namen! Was ließ sich nicht von dem begeisterten Jüngling erwarten, der mit kräftiger Hand in die Leber griff und schon bei seinem ersten Auftreten durch die Fülle seiner Poesie jedes Herz hinriß? Wer blieb ungerührt, der Bätthori's Schauspiel, seinen Schwur oder den höhergestimmten Jüngling des Serrails in den Spalten dieser Zeitschrift las? Säß und bezaubernd tönten seine Worte, wenn er die himmlische Liebe schilderte, — erhebend und begeisternd, als er den

thalkräftigen Helden aus jenen heißen kriegerischen Zeiten mit treuen Farben malte! Was würde er nicht Alles in späteren Jahren geleistet haben? Das zeigen seine zurückgelassenen vollendeten zwei Novellen und kleinere Aufsätze, die er lebend noch in die Blätter für Geist u. s. w. einzusenden gedachte! — Und nun verließ uns der Gefeierte in seiner Lebensblüte, nachdem er die letzten Monden in stets zunehmender Krankheit durchseufzt hatte, heute früh um 3 Uhr in seinem 23. Lebensjahre. Kein einziger Freund war zugegen die scheidende Seele dieses Musesliebings mit thränenden Augen zu segnen; er wird der Muttererde übergeben und kaum umgeben seinen Sarg ein paar reinvertraute Freunde; wird aber in späteren Jahren Jemand von seinen Landsleuten in der großen Kaiserstadt nach seinem Grab sich erkundigen — so wird ihm Niemand eine genügende Antwort geben, denn seine Ruhstätte bezeichnet kein Denkstein! So starb der hochherzige Jüngling hier in der Fremde unbeweint — da er der Thränen von Tausenden würdig gewesen, unbemerkt — obwohl sich den Zeugnissen seines eminenten Geistes, die er in seinen literarischen Arbeiten gab, die Augen von Tausenden in begeisterter Erwartung zuwandten. — Unausprechlich muß der Schmerz der Mutter sein, die einen solchen Sohn verlor. Möge sie Trost finden in glaubensvollem Aufschauen zum Allliebenden und Allweisen, der die Traurigkeit einst in Freude wandelt. Friede und Ruhe der Asche des Hingegangenen! —

Franz Bonhart.

Feuilleton.

Die englischen Krondiamanten.

Vor einiger Zeit hat in dem Prozesse, welchen König Ernst von Hannover gegen die Königin Victoria von England auf Herausgabe gewisser Kronjuwelen angestellt, in dem Rolls-Court der erste Termin Statt gefunden. Die Veranlassung des Rechtsstreites ist einfach folgende. Bei seiner Vermählung mit Prinzessin Charlotte überreichte ihr Georg III. einen Theil der Kronjuwelen im Werthe von fünfzigtausend Pfund Sterling, und in ihrem Testamente verfügte Königin Charlotte, daß dieselben, dafern sie vor ihrem Gewahle verstarbe, an ihn, falls er aber vor ihr mit Tod abginge, oder bis zu seinem Ableben im Zustande geistiger Krankheit verbliebe, an die Krone Hannover in gerader Successionslinie fallen sollten. Demgemäß sind die fraglichen Juwelen bis auf die Königin Victoria im Besitze der englischen Krone gewesen, werden nun aber, auf den Grund jener letztwilligen Verordnung, vom Könige Ernst von Hannover vindicirt. Unter den mehreren einschlagenden Rechtsfragen steht in vorderster Reihe dies: ob König Georg gültige Befugniß gehabt, einen Theil der Kronjuwelen zu verschenken. Darüber herrscht

in der juristischen Welt ein fast einstimmiges *Mein.* Wäre dies auch die Ansicht des Spruchtribunals, so würde ferner die Frage zur Entscheidung kommen: ob demzufolge die Schenkung völlig null oder im beschränkten Sinne für eine bloße Ueberlassung des Nießgebrauchs zu halten sei. Letztere Meinung findet viele Verteidiger, und sagt sie ob, so ruhte allerdings das Recht der Königin Charlotte, mittelst Testaments zu verfügen, auf schwachem Grunde. Aber auch gegen dieses Testament soll der englische Kronanwalt wichtige Einwände in Bereitschaft haben, und darauf namentlich sein vom Gerichte gewährter Antrag abzielen, zwei frühere, im Ausland lebende Ehrendamen der Königin Charlotte, Mutter und Tochter, über verschiedene betreffende Punkte eidlich zu vernehmen. Ueber den endlichen Ausgang des Processes läßt sich natürlich noch nichts voraussagen, da eines Theils die Meinungen in England darüber sehr getheilt sind, andererseits das Resultat vor Ablauf der nächsten hundert Jahre wohl schwerlich zu Tage kommen dürfte. Und daß in kürzerer Frist der Prozeß — glücklichsten Falls — sein Ende nicht erreichen wird, darüber herrscht unter den hiesigen Juristen vollkommene Einstimmigkeit.